

## MICHAIL RYKLINS POLITISCHE PHILOSOPHIE

ODER: GIBT ES EINEN RUSSISCHEN POSTSTRUKTURALISMUS?

Dirk Uffelmann

„Einen gradlinigen philosophischen Garten à la française kann man daraus nur mit Mühe zurechtschnippeln.“

*Hubert Fichte, Zur Gewalt*

In einem 1987 geschriebenen Aufsatz unter dem Titel „Die Macht und die Politik der Literatur“ referierte Michail Ryklin, Mitarbeiter am Institut für Philosophie der sowjetischen Akademie der Wissenschaften, die politische Semiotik von Roland Barthes und setzte sich mit der russischen Philosophie überhaupt eine neue Aufgabe: Die Analyse der politischen Relevanz von semiotischen Vorgängen. Seine seither entstandenen Arbeiten folgen dieser Zielsetzung.

Boris Groys hatte mit dem aneignenden Import der Postmoderne begonnen, Natalja Awtonomowa viel zum Bekanntwerden westlicher Ideen beigetragen; in jüngster Zeit gerät ein unkreativ-dogmatischer Derridismus in Rußland zur Mode. Mit dem Versuch, Erkenntnisse der zeitgenössischen französischen Philosophie kritisch auf sowjetische/ russische Phänomene politischer Macht anzuwenden, steht Ryklin, der sich oft an der Grenze zwischen politischer Publizistik, Semiotik und Philosophie bewegt, allerdings bislang recht allein auf weiter Flur.

Sind Ryklins eigene Texte wie die seiner philosophischen Leitsterne, auf die er sich in „Die Macht und die Politik der Literatur“ beruft - zu den dort angeführten Barthes und Deleuze kommen in anderen Aufsätzen Ryklins insbesondere Derrida und Baudrillard - im weitesten Sinne poststrukturalistisch? Poststrukturalistisch in Gehalt und Argumentationsform?

Ryklin pflegt engen Kontakt zu vielen zeitgenössischen französischen Philosophen; ein Band, der Gespräche Ryklins mit Glucksmann, Baudrillard, Derrida u. v. a. enthält, ist augenblicklich im Moskauer Verlag für postmoderne Philosophie „Ad Marginem“ in Vorbereitung. Den Sammelband, der nach Jacques Derridas Moskareise vom Februar/ März 1990 im gleichen Verlag 1993 erschien, hat Ryklin heraus gegeben. Darin findet sich ein Gespräch Natalja Avtonomovas, Valerij Podorogas und Michail Ryklins mit Jacques Derrida unter dem Titel „Philosophie und Literatur“. Im Verlauf des Gesprächs geben sich Podoroga und Ryklin kaum als folgsame Schüler des französischen Meisters. Was sie an eigenen Auffassungen vorbringen, stößt bei Derrida auf nur sehr geteiltes Verständnis und führt auf beiden Seiten zu aufschlußreichem Mißverstehen.

Interessant ist vor allem, daß Ryklin während dieses Gesprächs bei der Frage nach den Grenzen von Dekonstruktion eine wesentliche Einschränkung von Derridas Logozenismusdiagnose vorbringt: „Unsere (russisch-sowjetische) visuelle Kultur und alle metaphysischen Voraussetzungen, die sie machte, sind in den letzten fünfzig Jahren, seit der Zeit Stalins, derart ausradiert und beschädigt worden, daß ein eigenartiges Problem entstand: Wie das Sehen rekonstruieren, wie die Metaphysik rekonstruieren?“ Derrida macht nicht mit: „Bei gebührender Konsequenz könnte man jedoch, denke ich, beweisen, daß diese Abart des Marxismus, die Stalin repräsentierte und für die der Name Stalin als Metonymie fungiert, ihrem Wesen nach logo-zentrisch ist.“ Der Russe tanzt aus der Reihe derer, die Logozenismus als weitestgehend ubiquitär betrachten: Die Sowjetunion, der Stalinismus als Ausnahme. Dann ließe sich mit den Mitteln der Dekonstruktion zu sowjetisch-totalitären Phänomenen wenig sagen. Und in der Tat: Wo Ryklin, wie besonders Ende der 80er, Anfang der 90er Jahre, über den Terror schreibt, da geraten die sowjetischen Phänomene, der sowjetische Terror in der Gegenüberstellung mit westlichen Phänomenen auf die Seite des kollektiv Unmittelbaren, das sich vom „rationalen“ westlichen Terror eines Marquis de Sade abhebt: Die von niemandem zu verantwortende und von niemandem überschaubare Katastrophe von Tschernobyl wird für Ryklin so zur Chiffre einer „renaturierten“ sowjetischen Gesellschaft (für den Hobbesianer Ryklin ist die Natur terroristisch): „Hinter der Katastrophe stand keinerlei rationales Moment. Sie war gleichsam der Offenbarungseid einer Gesellschaft, die tief in die Natur eingegangenen war und bestenfalls gelernt hatte, diesen Umstand zu vertuschen.“ Dekonstruktion aber betrachtet kulturelle, zeichenvermittelte Erscheinungen; zum Außen der Kultur, zur Natur, zum „natürlichen“ Terror hat sie nichts zu sagen. So der Schluß Ryklins. Der inhaltliche Abstand zu Derridas Version von Postmoderne, der sich bei der Anwendung auf sowjetische Phänomene abzeichnet, tut aber der Tatsache keinen Abbruch, daß Ryklin seine Gegenüberstellung von westlich-rationalem und sowjetisch-kosmischem Terror nicht im Stil einer orthodox strukturalistischen invarianten Opposition schreibt. Die Tendenz, eine dem Gegenstand des unbetrachtbaren Ter-

rors angemessene unscharfe Schreibweise zu verfolgen, wird gerade am Ende des „Terrorlogiken“-Aufsatzes deutlich, wenn Ryklin jenen „Hiat“ zwischen beiden Terrorkonzepten auf die sprachlich minimale Unterscheidung von „Logiken“ des Terrors“ und „Terrorlogiken“ reduziert.

Seit Frühjahr 1996 schreibt Michail Ryklin regelmäßig sogenannte „Korrespondenzen aus Moskau“ für die Berliner Ausgabe von „Lettre International“. Er berichtet darin jeweils von einem ausgewählten gesellschaftspolitisch bedeutsamen Ereignis oder einer ebensolchen Entwicklung. Die Texte, welche Ryklin vierteljährlich abliefern, haben einmal den Charakter politischer Publizistik (etwa wenn Ryklin die Meinungsbildungsprozesse vor den russischen Präsidentenwahlen analysiert), ein anderes Mal kommt der politische Philosoph wieder zum Vorschein. So enthält Lettre vom Herbst 1996 den kleinen Aufsatz „Gewand ohne König“. Auch hier geht es nochmals um die russischen Präsidentschaftswahlen, doch mit Derridaschem Analysewerkzeug: „Plötzlich tritt irgendein Beamter, zum Beispiel der Befehlshaber der Präsidentengarde, auf und fordert, dieses Recht (das Recht, den Präsidenten zu wählen) einzuschränken, worauf der Präsident es uns kraft seines guten Willens zurückgibt. Scheinbar ist alles unverändert, doch in Wirklichkeit ist das, was ein rein formales Recht war, das allen per Definition zustand, ein Attribut des guten Willens des Präsidenten geworden.“ Und woher dieser Gedanke kommt, gibt Ryklin auch an: „Die Versuche von Manipulation mit Identität, mit denen wir es in Rußland immer öfter zu tun haben, hat Jacques Derrida in seinen Arbeiten treffend analysiert: Etwas wird vorübergehend beschlagnahmt, um danach als dasselbe zurückgegeben zu werden, diesmal aber bereits in der Form eines Geschenks, einer Gabe.“

Ist es nun die Differenz im Umfang zwischen diesen kleinen Gelegenheitsarbeiten, wie sie die Korrespondenzen für „Lettre“ sind (sie umfassen je eine der enormen „Lettre“-Seiten), und den großen Aufsätzen wie „Terrorlogiken II“, was den Unterschied in der Attitüde gegenüber poststrukturalistischen Theoremen ausmacht? Dergestalt, daß in einer publizistischen Glosse das theoretische Instrumentarium poststrukturalistischer politischer Semiotik nur heranzitiert, aber nicht fortgeschrieben, weiterentwickelt, verändert, angepaßt werden könnte, während dies hingegen eine längere Textsorte erlaubt? Vielleicht spielt dieses pragmatische Argument mit hinein. Doch eine inhaltliche Differenz ist auffällig: Wo bei Ryklin die Rede von der sowjetischen Phase ist, da scheitert die Übertragung französisch-post moderner Angebote in den russischen (sowjetischen) Kontext. Wo es dagegen um die postsowjetische Phase, um die neue russische Kapitalisierung geht, da erweisen sich die Anleihen bei den Franzosen als fruchtbar. Kann aus diesem Beispiel - der Verteilung der Analysemethoden bei Ryklin - geschlossen werden, daß Dekonstruktion für die bürgerlich-kapitalistische Kultur taugt, aber nicht für deren anderes, für Totalitarismen, materialistische und antikapitalistische Ideologien?

Ist Dekonstruktion demnach ein Analysewerkzeug nur für bürgerliche Gesellschaften? Und Postmoderne das Symptom, die Autodekonstruktion einer saturierten Wohlstandsgesellschaft - eine Autodekonstruktion, die durch ihre Subversion affirmiert? Und ist sie umgekehrt dort, wo unmittelbar lebensbedrohliche politische Repression herrscht, nicht adäquat?

Der Text mit dem Titel „Rekapitulation“ aus „Mesto Pecati“ Nr. 5, dessen deutsche Übersetzung sich in diesem Via-Regia-Heft befindet, behandelt gleich beide Totalitarismen des 20. Jahrhunderts, den sowjetischen wie den deutschen, am Beispiel der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands im Mai 1945. Es ist ein Text, der in der Länge zwischen der üblichen Aufsatzgröße und den „Lettre“-Korrespondenzen liegt. Ryklins These lautet, daß jegliche Kapitulation einer Rekapitulation bedarf, daß Macht als Vollmacht aufgeschoben wird und so ein eigenartiger Wiederholungszwang Einzug hält, der sich u. a. in musealen Rekapitulationen manifestiert. Was Ryklin hier für das Sprechen der Macht, das politische Sprechen dekretiert, berührt sich mit einem Gedanken Derridas, den dieser mehrfach äußert, u. a. auch im oben zitierten Gespräch. Dort heißt es: „Ich bin sicher, daß eine reine Gabe nicht existiert, wie auch kein reines „Ja“ existiert. In einer Reihe von Texten habe ich zum Beispiel zu zeigen versucht, daß das „Ja“ der Wiederholung bedarf. Wenn man „Ja“ sagt, muß man „Jaja“ sagen, um das Versprechen zu bekräftigen, (...). Die Tatsache, daß das „Ja“ unmittelbar, ursprünglich verdoppelt oder wiederholt ist, nimmt ihm seine Reinheit. Das „Ja“ kann in die Brüche gehen, es kann sich selbst beschädigen und zur eigenen Parodie werden, zur schlichten mechanischen Wiederholung, zum Simulakrum und so weiter.“ Diese „differentielle Kontamination“ exerziert Ryklin an der mehrfachen deutschen Kapitulation durch.

Ryklins Voraussetzung, die Kapitulation von Reims sei „durch dieselbe aus Generalfeldmarschall Keitel, Generaloberst Stumpff und Generaladmiral von Friedeburg bestehende deutsche Delegation“ unterzeichnet worden, trifft allerdings nicht zu: In Reims war Jodl und nicht Keitel der Hauptunterzeichner der deutschen Seite. Daß die Urkunde vom 9. Mai von einem anderen unterzeichnet wurde als die vom 7. Mai, schwächt Ryklins Argument der Wiederholung des fast Gleichen. Das Paradox, daß der

am 9. Mai, 0:16 Uhr, unterzeichnete Akt das Datum des 8. trägt und am 9. Mai um 0:00 Uhr in Kraft trat als er noch gar nicht unterzeichnet war -, stützt jedoch Ryklins These vom nicht-fixierbaren Kapitulationszeitpunkt. Wie dem auch sei: Bei Ryklin gilt wie bei Derrida jedes Sprechen als aufgeschoben. Die Wirkung, das Gegenwärtig-Werden steht je noch aus

Folgt daraus auch bei Ryklin das Dementi jeglicher Präsenz? Weit gefehlt. Denn es gibt in Ryklins Text nicht zufällig wieder mit Bezug auf Stalin eine Einschränkung: „Stalin unterschreibt nichts, weil alles bereits per definitionem als von Stalin unterzeichnet gilt. Das von ihm verliehene Unterschriftenrecht ist mündlich, ist ein performativer Sprechakt, der von niemandem verdoppelt noch wiederholt werden kann. Der bei diesem Akt vorausgesetzte Typus von Verantwortung ist ebenso nicht lokalisierbar wie total; er ist ein Attribut des Eigennamens.“ Stalin erscheint also von „differentieller Kontamination“ unberührt, von logozentrismuskritischer Zersetzung nicht erreichbar. Seine personale Macht eilt dem Aufschub voraus, erwirkt ubiquitäre Präsenz. Eine Analogie drängt sich auch hier auf, diesmal aber eine von Ryklin fraglos nicht intendierte: Carl Schmitt beklagt in „Die Diktatur“ den Verlust personaler Macht in der Neuzeit und beschwört die mittelalterliche *plenitudo potestatis* des Papstes: „Der Papst ist durch den Legaten überall. Rom ist das gemeinsame Vaterland. Darauf beruht die universale Kompetenz des Papstes.“ Was-der dem Totalitarismus nahestehende Schmitt bei allem Gestus wissenschaftlicher Kälte - bejubelt, scheint den kritischen Betrachter Ryklin als negativ bedrohliches Faszinosum zu petrifizieren: Stalin erscheint so bei Ryklin von Derridas Einspruch unberührt - als der einzige vom differentiellen Aufschub nicht Beeinträchtigte, der Stalinismus als eine Gesellschaftsform, in welcher jede Metaphysik zerstört wurde.

Ryklin problematisiert mit Passagen wie dieser den universalen Geltungsanspruch von Dekonstruktion (dem Derrida selbstredend je schon vauseilend selbst desillusioniert hat). Seine Gegenargumente kreisen wie gebannt - das ist sowohl die spezifische philosophische Leistung Ryklins als auch eine Gefahr für die Offenheit seines Philosophierens - um den sowjetischen Totalitarismus. Mit Ryklins angewandter politischer Philosophie erneuert sich die Neigung der russischen Philosophie, kulturkonkrete Anlässe zum Ausgangspunkt ihres Denkens zu nehmen. Die Westler und Slawophilen des 19. Jahrhunderts hatten ihr Philosophieren mit der Frage begonnen, wo Rußland in Europa (oder außerhalb von Europa) anzusiedeln sei. Es scheint, daß dieses Problem Michail Ryklin -*mutatis mutandis* - weiter beschäftigt. Seine Einwände gegen die „romano-germanische Universalkultur“ (Danilevskij) plazieren kein positives Proprium Rußlands, bleiben aber mit der These von der Rationalitätsferne des Russischen (bei Ryklin des sowjetisch-kosmischen Terrors) in der alten trennend-abgrenzenden Argumentationsform. Oder?

So einfach macht Ryklin es .uns natürlich nicht. Sein Denken als späten Reflex des slawophilen Sonderweges zu etikettieren, würde zu kurz greifen. Wo es den Anschein hat, daß Ryklin auf der inhaltlichen Ebene eine klare, disjunktive Scheidung in Dekonstruierbares (Westliches, Bürgerliches, Ziviles, auch Postsowjetisches) und Nicht-Dekonstruierbares (Sowjetisch-Stalinistisches) vornimmt, zieht er sich mit der dekonstruktiven, nicht binäroppositiven Argumentationsform wie der den Boden unter den eigenen Füßen, den eigenen Unterscheidungen weg.

So ist im vorliegenden Text „Rekapitulation“ auch die personale Macht Stalins keineswegs das letzte Wort. Da es bezeichnend ist, zitiere ich das eigentliche letzte Wort in extenso: „Letzten Endes ist die Kapitulation nicht einmal der Sieg eines Souveräns, nicht der Sieg eines Oberkommandos, nicht der Sieg überirdischer, transzendenter Kräfte, die ein Sozium durchwirken, sondern der Sieg eines Bühnenbildners, eines Regisseurs und Dramaturgen. Und dieser war bei der Berliner Schlußepisode eben derselbe, der die berühmten Schauprozesse der 30er Jahre organisierte: Andrej Vysinskij.“

Aus dieser Passage folgt mehreres: Erstens gibt es für Ryklin als Einwand gegen Dekonstruktion kein positives Gegengewicht („überirdische, transzendente Kräfte“), das Halt, Präsenz etc. garantieren würde. Zweitens nimmt er die Machtfülle Stalins (der seinen „Legaten“ Schukow in Berlin unterzeichnen läßt) wieder zurück: Es gibt einen Drahtzieher; der an sich keine persönliche Macht hat: Vysinskij. Ein Arrangeur und Choreograph, der etwas in Szene setzt, der ein Simülakrum organisiert. Eine dämonische Gestalt im Hintergrund, die aber keine kodifizierte Macht besitzt. Keine Präsenz, sondern der Mann im Schatten, der an den verheerenden Fäden zieht (die Schauprozesse organisiert). Das letzte Wort hat bei Ryklin nicht Derrida, nicht Stalin, sondern Vysinskij. Nicht der westliche Humanist, nicht der östliche Antichrist, nein: der gnostische Trixter. Eine negative Kosmologie, eine negative Anthropologie ist es zweifellos, die Ryklin vertritt. Aber ob sie poststrukturalistisch ist oder nicht.

Der Autor:

Dirk Uffelmann, geboren 1969 in Kassel, 1990-1997 Studium der Slawistik und Germanistik in Tübingen, Wien, Warschau und Konstanz, schreibt eine Dissertation zur russischen Kulturphilosophie des 19. Jahrhunderts. Arbeitsgebiete: russische, polnische und tschechische Literatur und Geistesgeschichte, politische Philosophie, Kulturtheorie.

Erschienen in:

**VIA REGIA** – *Blätter für internationale kulturelle Kommunikation Heft 48/49 1997,*  
*herausgegeben vom Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen*

Weiterverwendung nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers

Zur Homepage VIA REGIA: <http://www.via-regia.org>